

Abonnementspreis ohne Porto: 20 Kronen = 17.50 Mark = 17.5 Shillings = 4.50 Dollars = 20 Franks etc.

Honorar: 50 Kronen = 40 Mark = 9.50 Dollars per Bogen nebst 25 Separat-
abdrücken. Werden mehr Abdrücke gewünscht, so werden die Mehrkosten des Papiers, des Druckes und des Heftens berechnet. Die Herren Autoren werden ersucht, sofort beim Einsenden der Manuskripte anzuzeigen, wie viel Separatabdrücke sie wünschen.

Alle Mitteilungen und Anfragen, die sich auf die Administration der Zeitschrift beziehen, sind zu adressieren: Administration des „Anthropos“, St. Gabriel-Mödling bei Wien, Österreich.

Alle auf die Leitung der Zeitschrift bezüglichen Mitteilungen und Anfragen sind zu adressieren an: P. W. Schmidt S. V. D., Redakteur des „Anthropos“, St. Gabriel-Mödling bei Wien, Österreich.

Prix d'Abonnement sans port: 20 Francs = 17.5 Shillings = 4.50 Dollars = 20 Lire = 20 Pes. etc.

Honoraires: 50 Francs = 50 Lire = 50 Pes. = 40 Shillings etc. pour chaque feuille, avec 25 tirages à part. Si l'on désire avoir plus de 25 tirages à part il faut payer les frais de papier, d'impression et de brochage. Messieurs les auteurs sont priés d'indiquer, de suite, en envoyant les manuscrits, combien ils désirent avoir des tirages à part.

Pour tous les renseignements concernant l'administration prière de s'adresser, dès à présent: A l'administration de l'«Anthropos», St. Gabriel-Mödling près Vienne, Autriche.

Pour tous les renseignements concernant la direction prière de s'adresser directement: Le R. P. Guill. Schmidt S. V. D., Directeur de l'«Anthropos», St. Gabriel-Mödling près Vienne, Autriche.

Price of Subscription: 17.50 Mark = 17.5 Shillings = 4.50 Dollars, postage to be added.

Honorarium: 40 Shillings = 9.50 Dollars = 50 Francs for every sheet (16 pag.) with 25 separate copies. If one wishes to have more than 25 separate copies he must pay the expenses for paper, printing and binding. The gentlemen our esteemed authors are kindly requested to indicate at their earliest convenience in sending in the manuscripts, how many separate copies are wanted.

For all informations regarding administration please address: Administration of „Anthropos“, St. Gabriel-Mödling, near Vienna, Austria.

For all informations regarding the magazine please address: Rev. F. W. Schmidt S. V. D., Editor of „Anthropos“, St. Gabriel-Mödling, near Vienna, Austria.

Man abonniert: For subscriptions adress: **On s'abonne:**

In Österreich und Deutschland bei: Administration des „Anthropos“, St. Gabriel-Mödling bei Wien, Österreich.

En France chez: Alphonse Picard et Fils, Paris VI, 82 Rue Bonaparte.

In England: Luzac & Co., London W. C., Great Russell Street 46.

In United States and Canada: Society of the Divine Word (Agency of the „Anthropos“), Techny, Cook Co. Ill., U. S. A.

Nell'Italia presso: Fred. Pustet, Roma Piazza San Luigi de' Francesi 33-35 A.

134
Revue Internationale d'Ethnologie
et de Linguistique

ANTHROPOS

Ephemeris Internationalis Ethnologica et Linguistica

-- Rivista Internazionale --
d'Etnologia e di Linguistica

-- Revista Internacional --
de Etnología y de Lingüística

International Review of Ethnology and Linguistics.

Internationale Zeitschrift für Völker-
und Sprachenkunde.

o====o
Prof. Dr. Berthold Laufer:

Zur kulturhistorischen Stellung der chinesischen Provinz Shansi.

==== Separat-Abdruck =====

aus Bd. V (1910), Heft 1.

o====o
Im Auftrage der Österreichischen Leo-Gesellschaft,
Mit Unterstützung der Deutschen Görres-Gesellschaft

Herausgegeben:

Unter Mitarbeit zahlreicher Missionäre von P. W. SCHMIDT, S. V. D.

Druck und Verlag der Mechtharisten-Buchdruckerei in Wien, VII.

Zur kulturhistorischen Stellung der chinesischen Provinz Shansi.

Beobachtungen auf einer Reise von *T'ai-yüan* nach *Hsi-an* im Februar 1909.

Von Prof. Dr. BERTHOLD LAUFER, Ch'eng-tu fu, Szechuan (19. April 1909).

Unsere Kenntnis der Ethnographie und des wirklichen Kulturlebens Chinas steckt noch in den ersten Anfängen. Ist es doch kaum eine Übertreibung, zu sagen, daß uns das äußere und innere Leben der Eskimo und der nordamerikanischen Indianer, vieler sibirischer und afrikanischer Stämme weit gründlicher bekannt ist als die Kultur Chinas, die freilich auch einen viel komplizierteren Organismus und eine viel sprödere und schwerer zu bewältigende Materie darstellt.

Man lasse sich über diesen Zustand der Dinge nicht durch die große Masse der über China bestehenden Literatur täuschen, die meist unter der bestechenden Marke: „China und die Chinesen“ so verschwenderisch in die Welt gesetzt wird; der wissenschaftlich geschulte Ethnograph oder Kulturhistoriker kann im allgemeinen herzlich wenig damit anfangen, sich vielleicht gelegentlich die eine oder andere Beobachtung nach kritischer Prüfung zu nutze machen, das ist aber auch alles. Auch gibt kein einziges über China geschriebenes Buch eine annähernd richtige Vorstellung davon, was denn eigentlich der Geist und Inhalt dieser Kultur sei, worin ihre grundlegenden Ideen bestehen, und was sie von anderen Kulturtypen unterscheidet. Die Mehrzahl der Reisenden, die nach China gekommen sind, haben selten oder nie eine ethnographische Schulung, d. h. die Schulung richtiger und verständnisvoller Beobachtung, durchgemacht und noch weniger das Kulturleben anderer unserer Kultur fremder Völker studiert. Daraus folgt, daß sie in den meisten Fällen nicht wissen, worauf es bei der Beobachtung ankommt und was wirklich zu beobachten ist, daß sie Nebensächliches, auf das wenig oder gar nichts ankommt, in breitester Schreibseligkeit ausmalen, Wichtiges halb oder flüchtig behandeln oder ganz übersehen, daß sie Licht und Schatten, Großes und Kleines nicht recht zu verteilen wissen, und daß ihnen jede Urteilsfähigkeit über die Erscheinungen fehlt, aus Mangel an dem Maßstab für das Urteil, den nur die Kenntnis des gesamten Völkerlebens oder der allgemeinen Kulturgeschichte an die Hand geben kann. Die Popularisierungswut und der journalistische Geist unserer Zeit haben nun gerade in den Vorstellungen von China das größte Unheil angerichtet und werden sicher auf Jahrzehnte hinaus die Korrektur der landläufigen Urteile hinauschieben.

China ist eine große Welt, und die meisten Schriftsteller haben nur einen kleinen Ausschnitt davon kennen gelernt; sehr viele haben nur offene Vertragshäfen, viele nur Peking besucht, manche in dem einen oder anderen Orte gelebt oder die eine oder andere Reiseroute gemacht, aber immer wird in dem Bestreben, dem Publikum etwas möglichst Vollständiges und scheinbar Abgeschlossenes zu bieten, mit einer wahren Berserkerwut darauflosgeneralisiert und alles Gesehene (oft genug falsch Gesehene) ein für allemal „China und den Chinesen“ in die Schuhe geschoben. Die Erkenntnis, daß vieles, was sich heute auf dem politischen Boden Chinas abspielt, gar nicht chinesisch ist, daß das heutige China ein buntes Gemisch der verschiedensten Völker und Kulturen und keineswegs eine nationale und kulturelle Einheit bildet, daß sich hier geographisch und historisch weit differenzierte Kulturzonen neben- und nacheinander gebildet, sich in-, neben- und übereinander geschoben und geschichtet haben, scheint bisher nur sehr wenigen gekommen zu sein.

Dieser Zustand unserer Kenntnis drückt sich auch mit einem traurigen *testimonium paupertatis* in den ostasiatischen Sammlungen unserer Museen aus, von denen sich manche noch kaum von dem Raritätenkabinett eines Jahrmarkts unterscheiden; die Definition der Gegenstände, insbesondere die Herkunftsbestimmung, ist meist so vag, daß eine wissenschaftliche Verwendung derselben ausgeschlossen ist, von den Anordnungsprinzipien der Sammlungen, der bunten Vermengung von Wertvollem und Gerümpel, dem Mangel an Kritik und Systematik ganz zu schweigen.

Das Wichtigste, was daher nach meiner Ansicht gegenwärtig in bezug auf China getan werden muß, ist das Studium der geographischen Differenzierungen sämtlicher Erscheinungen der Kultur; nur auf diese Weise können wir hoffen, jemals zu einer adäquaten Erkenntnis der Entwicklung des Kulturlebens auf dem Boden Chinas zu gelangen. Gerade die unendliche Variationsfähigkeit aller Ideen ist charakteristisch für den chinesischen Geist, erschwert aber bedeutend die richtige Erfassung des Typischen, des Allgemeinen.

Die bisherigen Methoden fehlten darin, daß sie das Besondere mit dem Allgemeinen ohne weiteres gleichsetzten; man verfuhr also völlig deduktiv, aprioristisch, spekulativ, oder einfacher gesagt, laienhaft. Da ist es nun endlich an der Zeit, daß auch in der Erforschung Chinas die Induktionsmethode allgemein zu ihrem Rechte gelangt und ohne Rücksicht auf frühere Meinungen ihren Standpunkt durchringt. Auf diese Weise wird es uns gelingen, die einzelnen Kulturzonen, aus denen sich die chinesische Kultur zusammensetzt, in ihren räumlichen und zeitlichen Grenzen zu bestimmen; wir werden Kulturkarten entwerfen können, welche die Verbreitung der Kultursachen und Kulturideen veranschaulichen, und schließlich in der Lage sein, zu definieren, wie der Typus der ältesten chinesischen Kultur beschaffen gewesen ist.

Seit einer Reihe von Jahren habe ich mich mit diesen Problemen beschäftigt, stets von dem allgemeinen Gesichtspunkt aus, die Entstehung und älteste Entwicklung menschlicher Kultur auf dem Boden Asiens zu ergründen, und den altchinesischen Kulturtypus in seinen Beziehungen zu den anderen alten Kulturtypen Asiens darzulegen. Von der Tatsache ausgehend, daß das

Wirtschaftsleben, besonders die Wirtschaftsform, der konstanteste und unveränderlichste Faktor im Völkerleben ist, untersuchte ich die wirtschaftlichen Kulturtypen fast aller Völker Asiens auf ihre ursprünglichen Formen hin in bezug auf Übereinstimmungen und Verschiedenheiten, wobei mir die chinesischen Quellen große Dienste leisteten, vor allem beim Studium der Geschichte der Haustiere und Kulturpflanzen. Die zahlreichen neuen Ergebnisse dieser mannigfachen Forschungen habe ich bereits in meinen an der Columbia-Universität in New-York über die Kulturen Ostasiens gehaltenen Vorlesungen benutzt, und sie sollten gerade der Öffentlichkeit übergeben werden, als mich ein Antrag des Field-Museums in Chicago zu einer neuen Expedition nach Asien berief. Die Verzögerung, die dadurch meine Darstellung der alten Kulturtypen Asiens erfahren hat, wird dieser aber in hohem Grade zugute kommen; denn alte Beobachtungen werden erneuert und vertieft, bisher mir aus persönlicher Erfahrung unbekannt Kulturen unter das Auge gerückt, und eine einzig dastehende Gelegenheit zum Sammeln ethnographischer und archäologischer Materialien gewährt meinen Studien eine neue feste Basis.

In den nachstehenden Zeilen möchte ich, einige Reisebeobachtungen kurz zusammenfassend, entwickeln, wie die chinesische Provinz Shansi eine Kulturzone von ausgesprochen eigenartigem Charakter bildet und sich in vielen Zügen von anderen und gerade den benachbarten Kulturzonen unterscheidet. Dabei muß ich bemerken, daß die Jahreszeit, zu der ich Shansi durchzog (Februar), sehr ungünstig war, daß Kälte, Nordwind, Schneefälle und Sandstürme die freie Beobachtung oft genug beeinträchtigten; ich hoffe indes, bei einer späteren Gelegenheit im Verlauf meiner Reise die Provinz, die mir bisher die interessanteste von allen chinesischen gewesen ist, noch einmal, auch in ihrem nördlichsten Teil zu besuchen und mein Beobachtungsmaterial zu vermehren.

Die wichtigste Volksklasse für den Ethnographen Chinas ist der Bauer, in zweiter Linie der Handwerker und Arbeiter. Bezeichnend für den niedrigen Stand unserer Kenntnis ist es, daß wir weder eine Geschichte des chinesischen Ackerbaues und Bauernstandes noch eine Geschichte des Handwerks und Gewerbes besitzen, nicht einmal eine vernünftige Beschreibung der Ackerbaugeräte. Die Sinologen von Fach, zu denen ich mich nicht zähle, beschäftigen sich nicht mit solchen Gegenständen. Ebensowenig wie das Agrarwesen hat man es für nötig befunden, das äußere und innere Leben des Bauern, sein Haus, seine Siedelungen, seine Psyche zu studieren¹, und doch ist die ganze chinesische Kultur die eines Bauernvolkes, wie man noch aus allen Erzeugnissen des Gewerbes ersehen kann, denen ein gewisser grober, plumper, schwerfälliger bäuerlicher Charakter anhaftet. Und nur in diesem Sinne der bäuerlichen Entstehung ist ein großer, vielleicht der größte Teil der das Chinesentum ausmachenden Kultur zu verstehen².

¹ [Vgl. indes die Studie von P. STENZ, S.V.D.: „Der Ackerbau in Südschantung“, „Anthropos“ I (1906), S. 435—453, 839—857. — Die Redaktion.]

² So ist vor allem, wie man des weiteren ersehen wird, das chinesische Haus ein typisches Bauernhaus.

Im folgenden fällt daher der Nachdruck auf das, was der Bauer geschaffen hat. Denn er bildet den alleingesessenen, bodenständigen Teil der Bevölkerung, er ist der Träger der ältesten grundlegenden Elemente der Kultur, und in seinem Besitze haben sich durchwegs ältere Formen und Erscheinungen bewahrt als bei den anderen Ständen. Mit Recht werden wir z. B. in seinem Hause einen älteren Typus des chinesischen Hauses überhaupt suchen dürfen, einen ursprünglicheren wenigstens als die größeren Gebäudekomplexe, die sich Kaufleute und Beamte zur Wohnung gemacht haben. Im Bauernhause von Shansi ist noch ein gut Stück alter Kultur bewahrt, und es mag daher sehr wohl als Ausgangspunkt für das Studium des chinesischen Bauernhauses überhaupt dienen, eine Arbeit, die noch für alle Teile Chinas zu leisten ist.

Die Erscheinung, welche an den Bauwerken von Shansi zuerst und am nachdrücklichsten auffällt, ist die überaus häufige Verwendung des Rundbogens und in Verbindung damit des Bogengewölbes im Bauernhause, sowohl im Löß- als im Ziegelhause.

Es ist bekannt, daß im Norden Chinas überall da, wo Lößformationen auftreten und der Landschaft ein eigenartig melancholisches Gepräge verleihen, Millionen von Menschen ihre Wohnungen höhlenartig in den Löß eingraben; obwohl die Chinesen selbst diese als *tung* (Höhlen) bezeichnen, so spreche ich doch absichtlich von einem Lößhaus und nicht von einer Lößhöhle oder Höhlenwohnung, aus zwei Gründen: einmal weil dieser Ausdruck in der Archäologie für menschliche Wohnungen in natürlichen Höhlen vergeben ist, sodann weil es sich in diesem Falle um ein wirkliches, regelrechtes Haus handelt, mit Türeingang, Fenster, abgeteilten Räumen, Öfen, Schlafbänken usw.

Es gibt zwei Hauptarten von Lößhäusern: solche, die in die Lößschichten eingegraben sind, also den Löß in seiner natürlichen Bildung als Wand, Boden und Decke benutzen, und freistehende, die den Löß ausschließlich als Baumaterial verwenden. Erstere erscheinen gewöhnlich in Gruppen neben- oder übereinander, nach Art der nordamerikanischen cliff-dwellings; letztere stehen einzeln.

Daneben kommt aber überall in Shansi, auch in den Lößregionen, das aus Ziegeln errichtete Bauernhaus¹ vor, besonders in den größeren Siedelungen. Letzteres halte ich für das ursprüngliche, das Lößhaus für das sekundäre und zeitlich spätere, das erst mit der großen Zunahme der Bevölkerung, als der Raum in den Dörfern zu enge ward, um die Menschenmassen zu beherbergen, in Aufnahme kam.

Das zeigen vor allem der Baustil und die innere Einrichtung der Lößhäuser, die genau nach den Ziegelbauten kopiert sind. Auch darf man sich von dem Alter jener keine übertriebene Vorstellung machen; die gegenwärtig bestehenden sind durchwegs jüngeren Datums. Nur zu leicht und zu schnell geraten sie in Verfall, teils durch Witterungseinflüsse, teils durch Schiebungen, Änderungen, Spaltungen usw. im Löß selbst. Solche verfallene und verlassene Lößhäuser, ja, ganze Gruppen, kann man zu hunderten sehen, aber selbst bei

¹ Das typische Shansi-Haus ist im allgemeinen ein reiner Ziegelbau, während das Haus von Peking und Chili überhaupt im allgemeinen zur Klasse des Fachwerkbaues gehört.

diesen ist durchaus keine Notwendigkeit zur Annahme eines hohen Alters vorhanden. Schon nach wenigen Jahren kann ein Lößhaus unbrauchbar werden, wie es ebensogut, wenn das Glück es will, recht lange Bestand haben kann. Gewiß mag es vor Jahrhunderten, vielleicht vor Jahrtausenden Lößwohnungen von einem primitiveren Charakter gegeben haben als die heutigen, aber nichts berechtigt zu der Annahme, die gegenwärtigen ohne weiteres mit den hypothetischen älteren zu identifizieren. Ich bin weit eher geneigt, in dem gegenwärtigen Lößhaus eine verarmte Form des bäuerlichen Ziegelhauses, des Bauernhauses *κατ' ἐξοχήν*, zu erblicken, in dem der ärmere Teil der Bevölkerung aus ökonomischen Rücksichten eine Zufluchtsstatt gefunden hat.

Die Ziegel sind in Shansi durchwegs besser und solider gearbeitet als in Chili, zumeist auch größer, auch nicht von der eintönigen, beständig graublauen Farbe wie dort, sondern von einem freundlichen Hellgrau. Auch ist die Ausführung der Mauern weit genauer; sie sind massiver gebaut und meist in einem guten Zustand der Erhaltung.

Die Rundbogen, die in den Dörfern eine so hervorragende Rolle spielen und zunächst im Eingang des Bauernhauses, der Scheunen und Warenlager entgegentreten, sind alle nach einem Konstruktionsschema hergestellt: sie bestehen aus vier Ziegellagen, die unterste Schicht der Ziegel in vertikaler, die darüber befindliche in horizontaler Lage, dann wieder eine vertikale und der oberste längste Bogen in horizontaler Lage der Ziegel; es sind also zwei gleichmäßige Doppellagen von Ziegeln. Das Gemäuer der Rundbogentore ist von großer Festigkeit und im Durchschnitt 0.80 bis 1 m dick. Gelegentlich erscheinen auch Rundbogenfenster.

Daß dem Rundbogen ein hohes Altertum zukommt, beweist die Häufigkeit seiner Anwendung und seine Ausdehnung über ein großes geographisches Gebiet. Zwei besondere Züge lassen an seiner Altertümlichkeit keinen Zweifel. Erstens die Tatsache, daß er sich bei Grabanlagen findet. Es sind aus Erde aufgeworfene Grabhügel in Hufeisenform, deren Seite mit einer einen Rundbogen bildenden Ziegelmauer geschlossen ist¹. Dieser ist von derselben Konstruktion wie im Hausbau. Zweitens herrscht in dieser Landschaft eine allgemeine Bogenfreudigkeit, die sich darin offenbart, daß Bogen in verschwenderischem Überfluß angebracht werden, selbst da, wo sie gar keinen Sinn und Zweck haben. So findet man Bauernhäuser mit einem Torbogen und neben diesem Toreingang in die glatte Mauer einen blinden Bogen von derselben Höhe hineingebaut, gleichsam als ornamentale Parallele zu dem Bogentor. Ebenso sieht man viereckige Fensteröffnungen und über denselben einen in

¹ Ähnliche Grabhügel sind im südlichen Shansi und östlichen Szechuan weit verbreitet, doch mit dem Unterschied, daß sie mit einem Wall roh zubehauener und nicht durch Mörtel verbundener Steine gedeckt sind. Shansi ist reich an eigenartigen Grabhügelformen. Am häufigsten sind Erdhügel von Kegelform oder mit einer leichten Rundung oben. Dann gibt es Hügel, deren Spitze mit einem Türmchen oder hausartigen Aufbau aus Ziegeln geschmückt ist; ferner ganz aus Ziegeln erbaute Grabmonumente von verschiedenen Formen, äußerlich an einen Sarg erinnernd, meist ist es ein langes Rechteck mit dachartigem Aufsatz, der dadurch zustande kommt, daß auf dem Fundament weitere Ziegellagen aufgeschichtet werden, indem längs der Ränder eine Ziegelschicht fortbleibt, bis schließlich eine einzige Ziegelreihe oben in der Mitte erscheint.

der Mauer durch die Vierziegelschicht angedeuteten Bogen, der also in diesem Falle eine rein dekorative Bestimmung hat. Nicht selten trifft man in einem solchen etwas in die Fassade zurückgebauten toten Bogen Fenster und runden Türeingang gleichzeitig angebracht. Hand in Hand mit den Bogentoren und dem Bogenschmuck am Bauernhause begegnen Bogengewölbe aus Ziegeln im Innern desselben, zuweilen mit Holzbalken abgestützt und sogar mit wogerechter Holzdecke bekleidet.

Sämtliche der hier für das Ziegelhaus erwähnten Erscheinungen finden wir im Bauernlöbshause wieder, vor allem auch die mit Ziegeln ausgelegten Gewölbe, die auch mit Holzdecken ausgestattet werden. Natürlich kommen auch einfache Gewölbe ohne diese Zutaten vor. Die Unterschiede sind unwesentlich: die Räume des Löbshauses sind im Durchschnitt größer, da von Natur mehr Platz vorhanden ist, und lassen sich durch weitere Bohrungen leicht verdoppeln und vervierfachen, indem die einzelnen Zimmer durch schmale Gewölbekorridore mit einander verbunden werden; so gleichen manche Löbhäuser einem wahren Irrgarten.

Man komme hier nicht mit der rationalistischen Studierstubentheorie, daß der runde Gewölbeausschnitt der Natur des Löb adäquat und durch diesen bedingt sei; denn das gerade Gegenteil davon trifft zu: die natürliche Spaltung des Löb geht allenthalben in vertikaler Richtung vor sich. Es liegt also nicht der geringste Grund vor, den Gewölbebau im Löb aus natürlichen Ursachen zu erklären, zumal da auch genug viereckige Stuben im Löbshause vorkommen. Die einzige Erklärungsmöglichkeit ist vielmehr die, wie bereits erwähnt, auf historische Ursachen hinzuweisen und zu sagen, daß das Bogenziegelhaus auf das Bogenlöbshaus übertragen worden ist, daß die Form des letzteren sich nach ersterem gebildet hat.

Wie ist nun Entstehung des Bogens und Gewölbes, so charakteristisch im Bauernhause von Shansi ausgebildet, zu deuten?

Um die historische Stellung des Bogens und Bogengewölbes in diesem Gebiete zu verstehen, müssen wir einen Blick auf die Tempelarchitektur werfen. Den Löbwohnungen entsprechen Löbtempel und Grottentempel im Felsgestein; auch diese sind Gewölbebauten mit bogenförmigen Eingängen, so z. B. die alten Löbtempel bei *Ta-t'ung fu* im nördlichen Shansi, die aus der Zeit der Wei-Dynastie (5. Jahrhundert) stammen; ebenso die Grottentempel von *Lung-mên* südlich von der Stadt *Ho-nan*. Was uns aber hier vor allem interessiert, ist die Tatsache, daß es in Shansi auch freistehende, aus Ziegeln erbaute Gewölbetempel gibt.

Ein gutes Beispiel eines solchen sah ich etwa 5 km südöstlich von der Stadt *T'ai-yüan* in *Fang-lin sze*, „Tempel des duftenden Haines“. Derselbe besteht aus drei hintereinander liegenden Gebäuden, von denen das letzte einen jetzt in China wohl einzig dastehenden Architekturstil zeigt. Durch einen Toreingang, der mit einem Türmchen bekrönt ist, gelangt man in einen quadratischen Hof, in dessen Mitte sich eine von vier Fichten umgebene, hellblau glasierte dreistöckige Pagode erhebt, mit Reliefs von Tieren in gelb. Um den Hof laufen drei untereinander verbundene Gewölbebauten, deren Wände etwa 1 1/2 m dick sein mögen. Eingänge und Fenster sind kolossale Rundbogen;

in die Fensterrundbogen sind die Fensteröffnungen in Kreisform hineingebaut. Steintreppen führen auf das Dach dieser Bauten hinauf, wo man auf einer mit Balustrade versehenen Gallerie ganz herumspazieren kann. Das Gebäude ist ziemlich gut erhalten und stammt in seinem gegenwärtigen Zustand aus der Zeit der Ming-Dynastie (Periode *Chêng-têh*, 1506 bis 1520), wiewohl sein Grundplan wahrscheinlich weit älteren Datums ist, vermutlich aus der T'ang-Zeit stammt. Eine gründliche Untersuchung und Aufnahme dieses Bauwerkes von seiten eines geschulten Architekten wäre dringend wünschenswert.

Liegt doch überhaupt unsere Kenntnis der chinesischen Baukunst völlig im argen. Von fachmännischen Untersuchungen besitzen wir nur die Monographie eines einzigen Tempels, *Ta-chüeh sze* bei Peking, von Baurat HILDEBRAND; doch ist gerade dieser Tempel als Muster buddhistischer Baukunst wenig glücklich gewählt. Was sonst an einigen Abhandlungen existiert oder in allgemeinen Büchern mit dem berühmten viel- und nichtssagenden Titel „China und die Chinesen“ über dieses Thema zu finden ist, läßt an Oberflächlichkeit und Sachkenntnis nichts zu wünschen übrig und verdient kaum Beachtung¹. Neuerdings hat die Universität von Tokyo ein Prachtwerk in 180 Tafeln unter dem Titel „The Decoration of the Palace Buildings of Peking“ publiziert, das eine dankenswerte Materialsammlung bietet. Es wäre zu wünschen, daß wir nach dem Vorgange F. BALZER'S in seinen beiden Büchern über das japanische Haus und die japanischen Tempelbauten etwas Ähnliches über China erhielten; freilich ist hier das Arbeitsfeld gewaltig größer und das Material weit zerstreuter und es müßte wohl eine Arbeitsteilung nach geographischen Provinzen eintreten.

Ein anderer Gewölbebau befindet sich in der Stadt *P'ing-yang fu* im Tempel *Ta-yün sze* (Tempel der großen Wolke), im Jahre 632 zur Zeit der T'ang-Dynastie (zufolge Inschrift) gegründet. In diesem aus Ziegeln errichteten Gewölbe befindet sich ein kolossaler aus Eisen gegossener Buddhakopf, der den ganzen Raum füllt. Die meisten der alten Tempel sind natürlich längst zerstört oder verfallen, und nur durch einen glücklichen Zufall sind diese wenigen Beispiele jener alten Bauart erhalten geblieben. Bevor ich aus diesen Tatsachen der Tempelarchitektur einen Schluß ziehe, möchte ich auf einen anderen Fall hinweisen, der eine analoge Erscheinung darbietet.

Der erwähnte Tempel gehört zu den Glanzleistungen der Baukunst von Shansi und zeichnet sich durch eine herrliche Pagode aus, deren Grundplan in die T'ang-Zeit zurückgeht; nach der Behauptung des mich führenden Mönches sollen der Unterbau und das erste Stockwerk noch daher stammen, und nur die oberen Partien restauriert sein². Die glasierten Ziegel gehören der K'ang-hsi-Zeit an. Die Pagode ist sechsstöckig, was die oft angeführte Behauptung, daß die Zahl der Pagodenstockwerke immer ungerade sei, widerlegt; auch an anderen Plätzen in Shansi habe ich sechsstöckige, auch vierstöckige Pagoden gesehen. Mit Ausnahme des obersten, dessen

¹ BUSHELL'S Skizze der Architektur in seinem Buche „Chinese-Art“ ist ganz nach PALÉOLOGUE gearbeitet und durchaus unzulänglich.

² Eine Spezialchronik des Tempels ist, wie ich auf Befragen erfuhr, nicht vorhanden; seine Geschichte soll, wie nicht anders zu erwarten, in der Ortschronik, der von *Sin-fêng*, enthalten sein. Es fehlte mir bisher an der Zeit und der Möglichkeit, dieselbe nachzuschlagen.

Durchschnitt sechseckig ist, sind sie von quadratischer Form. Die ganze Erscheinung des Bauwerkes ist imposant, schon aus der Ferne von großer Wirkung, und das dekorative Element mit peinlicher Sorgfalt ausgearbeitet. Nur das erste Stockwerk läßt sich ersteigen, die übrigen sind solide. Eine Gallerie läuft um jenes herum, die von einem Zaun aus glasiertem Ton eingeschlossen ist. Jede der vier Seiten des Zaunes ist in zehn quadratische Felder eingeteilt, von grünem Untergrund, von dem sich ornamentale Formen des Schriftzeichens *shou* (langes Leben) als Reliefs in gelb abheben. Die Felder sind von grünen, mit Löwen gekrönten Säulen abgetrennt; an den vier Ecken Drachen mit darüber stehender menschlicher Figur. Unter diesem Geländer her läuft ein Fries mit prachtvollen Ornamenten von Lotusblüten, gleichfalls von Fayence. Jede Seite der übrigen Stockwerke ist mit drei großen buddhistischen Relieffiguren aus demselben Material geziert.

In dieser ganzen Gegend nun, wie eine weite Strecke nach Süden hin, bis nach Shansi hinein, spielt das Lotusornament eine hervorragende Rolle und ist der weitaus am häufigsten verwendete Schmuck sowohl an Tempeln wie auch am Bauernhause. Es begegnet in einfachem grauen wie in bunt glasiertem Ton als Fries unter dem Dache oder über den Toreingängen und in Holz geschnitzt unter dem vorspringenden Säulendach (Laube) der Läden; es begegnet in manigfachen Kombinationen, in Verbindung mit stilisierten Blättern oder mit einfachen und zusammengesetzten Spiralen. Da nun dieses Ornament zweifellos indischen Ursprungs ist, da es im Gefolge der buddhistischen Baukunst nach China gedrungen und dort zunächst an Pagoden und Tempeln erscheint (nachweislich schon in der T'ang-Zeit, vermutlich aber schon früher), so scheint mir die Schlußfolgerung berechtigt zu sein, daß die Kunst des Bauernhauses dieses Ornament aus der buddhistischen Tempelkunst entlehnt hat. Ein großer berühmter, allgemein beliebter Tempelbau wird zum Lehrmeister volkstümlicher Kunst und zieht seine Kreise über eine ausgedehnte Landschaft hin. Hier sehen wir Kunstformen aus einer höheren in eine niedere Sphäre herabsteigen und den Kunstsinn der Menge beeinflussen, bis sie, ursprünglich ein fremdbürtiges Gut, echte Volkstümlichkeit und nationale Geltung erlangen.

Dieselbe Schlußfolgerung, scheint es mir, dürfen wir auch auf die Entstehung und Ausbildung des Rundbogens und Gewölbes in der bäuerlichen Kunst anwenden. Auch diese treffen wir, wie gesagt, in der alten buddhistischen Tempelarchitektur und sie dürften, wie diese überhaupt, ihren Ursprung aus Indien herleiten. Auch hier habe ich den Eindruck, daß diesen sonst in China nicht üblichen Baustil die Volkskunst, arm im Ausdruck, wie sie war, und daher für neue Anregungen empfänglich und dankbar, der ihr sympathischen Kunst des Buddhismus abgelascht hat. Auch diese volkstümlichen Bauweisen dürften mindestens bis in das Zeitalter der T'ang-Dynastie hinaufreichen. Es müßte natürlich noch aus literarischen Quellen festgestellt werden, wie sich die Geschichte dieser Erscheinungen im einzelnen verhält; ich habe hier nur meine Beobachtungen und die sich daraus ergebenden Schlüsse niederlegen wollen.

Bei der Erörterung dieses Gegenstandes ist bisher eine Anwendung des Bogens unberührt geblieben, nämlich die im Brückenbau. Während

aber der Bogen im Bauernhaus spezifisch charakteristisch für Shansi ist, stellt der Brückenbogen eine gemeinchinesische Bauform vor, nord- wie südchinesisch. Er ist jedenfalls auch weit älter als der Bogen im Hausbau und erscheint bereits in der Han-Dynastie, wie uns Darstellungen von Brücken auf Flachreliefs dieser Zeit lehren. Seine Geschichte ist daher ganz unabhängig von dem Hausbogen und bleibt, wie alle architektonischen Erscheinungen in China, noch zu untersuchen. Er ist auch technisch von diesem verschieden, indem sein Material stets Stein und der Bogen nur von einer einzigen Steinreihe gebildet wird.

Während der Rundbogen beim Brückenbau in Shansi die Regel bildet, kommen seltsamerweise zuweilen auch Spitzbogen vor, die ich sonst in China nicht beobachtet habe. Als ich dieselben zuerst an einer aus zehn Bogen bestehenden, über den *Fên*-Fluß führenden Brücke (genannt „Witwenbrücke“, *K'ua-fu ch'iao*) nördlich von der Stadt *Ling-shih* bemerkte, glaubte ich es mit einer vereinzelt und vielleicht zufälligen Erscheinung zu tun zu haben. Später mehrten sich die Fälle indessen: so sah ich zwei Brücken von drei Spitzbogen aus rotem Sandstein südlich von *Ho-chou*, ferner eine südlich von *P'ing-yang fu*. Nicht wenig überrascht war ich, weiter südlich in einem Dorfe kurz vor *Mêng-ch'êng* ein Tor in der Dorfmauer mit ausgesprochenem Spitzbogen zu passieren, und etwas weiter außerhalb desselben tauchten drei Spitzbogen an Toren von Bauernhäusern auf, darunter sogar an einem Scheunentor. Dies ist wieder ein interessanter Fall dafür, wie die Nachahmung lokal um sich greift und die bäuerliche Kunst beeinflußt.

Wie die Anwesenheit des Spitzbogens in Shansi zu erklären ist, weiß ich vorläufig nicht.

Wir wenden uns nunmehr dem wichtigsten Teile des Hauses zu, dem Dache.

Die Seele des chinesischen Hauses ist nicht, wie im Bauernhause Europas, der Herd, sondern das Dach, genau wie beim chinesischen Menschen die Seele das Gesicht ist. Solange das Gesicht rein ist, ist es auch der Mensch, und man „rettet“ oder „verliert“ sein „Gesicht“, wenn Ruf und Ehre auf dem Spiele stehen. Ebenso bewahrt das Haus sein Gesicht, solange das Dach in erträglich guter Ordnung ist; verfällt das Dach, ist es auch mit dem Hause zu Ende. Alle Sorgfalt wird daher auf den Bau des Daches verwendet; recht sichtbarlich und auffällig für den Beschauer wird es ausgeschmückt und mit einem Aufwand von Kunst ausgestattet, den man im Innern des Hauses vergebens suchen würde. Man kann daher den Ursprung der unter Europäern geläufigen scherzhaften Redensart, daß der Chinese beim Hausbau zuerst das Dach baue, wohl begreifen. Während sich bei unseren Häusern aus Anlage und Beschaffenheit des Daches für das Haus selbst kaum welche wesentliche Schlußfolgerungen ableiten ließen, es sei denn auf die Größe des Gebäudes, ist das chinesische Dach der Gradmesser für den Charakter des Hauses, die Vornehmheit, den Wohlstand seines Besitzers. Das Dach, als der wesentlichste Bestandteil des Hauses, ist bestimmend für seinen Typus; die Begriffe Dach- und Haustypen fallen in China zusammen.

Die gewöhnlichste Form des nordchinesischen wie des Shansi-Daches ist die des symmetrischen Satteldaches, das die Giebelwände nur ein wenig

überragt, ohne sich aber nach auf- oder abwärts zu biegen. Weit seltener treten Pultdächer auf, d. h. Dächer mit einer einzigen Steigung, und auch nur in einzelstehenden Löbhäusern¹. Häufig dagegen und charakteristisch für Shansi ist das konkav ausgebogene Dach, dessen Form dann auch das Haus selbst angepaßt ist; in diesem Falle ist das Dach asymmetrisch, indem der nach der Frontseite zu liegende Teil länger, der nach der Rückseite kürzer ist; letzterer liegt höher, ersterer tiefer und ist mehr ausgeschweift; die Vorderwand des Hauses ist demnach weit niedriger als die Rückwand. Diese Form des Konkavdaches findet sich sowohl an Tempeln als an Bauernhäusern.

Beachtenswert ist, daß die Dächer an der Giebelseite mit der Hauswand beinahe abschneiden und nur bei den Tempelgebäuden dieselbe um ein gewisses Stück überragen. An den Tempeln beobachtet man zuweilen auch eine hügelartige, oben rund abgeschnittene Giebelwand.

Eine Dachform, die in Mittel- und Südchina wie in Peking, besonders an Tempeln und Palästen, häufig begegnet, die der nach oben zurückgebogenen Dachkehlen (*fei-yen*), scheint in Shansi gänzlich zu fehlen (auch in Shensi): ich habe sie niemals, weder an Tempeln noch an Privatwohnungen beobachtet². Dagegen kommen bisweilen treppenartige Aufbauten an den Giebelwänden vor, freilich nicht freistehend wie in unserem romanischen Baustil, vielmehr hebt sich die Treppe, um eine Ziegellage von der Wand abstehend, reliefartig von derselben ab, während sich die eigentliche Wand bis unter das etwas überragende Dach fortsetzt und der Schlußstein der Treppe ein Stück unter der Dachspitze zurückbleibt.

Schließlich kommen auch Häuser vor, die nach chinesischen Begriffen eigentlich kein Dach besitzen, d. h. es ist ein flaches aus Löß gestampftes Dach, das sich nur bei den einzelstehenden, ganz aus Löß errichteten Häusern findet, deren Fassaden zuweilen mit Ziegeln ausgelegt sind. Der Anblick dieser Flachdächer ist in dem an Hochdächern reichen Shansi befremdlich genug. Zuweilen sieht man auch eine eigentümliche Kombination: ein langgestrecktes Flachdach mit vorne schräg herabfallendem kurzem Ziegeldach.

Bekannt ist die uralte chinesische Methode der Dachbeziegelung, in der zwei Arten von Ziegeln, konvexe und konkave, in parallelen Reihen neben- und übereinander gelegt werden³. Charakteristisch für unsere Shansi-Kulturzone ist nun die Tatsache, daß in der Regel nur einer dieser Ziegeltypen, nämlich der konkave, bei der Dachdeckung verwandt wird; das ganze Dach besteht also ausschließlich aus nebeneinander laufenden Reihen konkaver Tonziegel, in deren Rinnen das Regenwasser abläuft. Neben dieser einfachen

¹ Zuweilen auch Kombination von Pult- und Satteldach in demselben Hause.

² Sie sind jedenfalls im nördlichen China überhaupt selten, und wenn vorhanden, durch Übertragung aus dem Süden. Auf meiner ganzen Reiseroute von *T'ai-yüan fu* bis *Ch'êng-tu fu* (3600 *li* = etwa 1800 *km*) traf ich sie zum ersten Male in der Stadt *Tsze-tung hsien* im nordöstlichen Szechuan an einem öffentlichen Gebäude, dann häufiger in *Mien chou* an Tempeln und Klubgebäuden; doch eben dieses ganze Gebiet ist ein vorgeschobener Ausläufer der südlichen Kulturzone, wie sich im Reisbau, im Wasserbüffel, in der Seidenkultur, im Hausbau und anderen Dingen zeigt.

³ Siehe B. LAUFER, *Chinese Pottery of the Han Dynasty*, Leiden, 1909.

kommt auch die doppelte Beziegelung gelegentlich vor, doch seltener. In den meisten Fällen, wo die Ziegel ausschließlich mit der hohlen Seite nach oben liegen, finden sich an den beiden Endseiten des Daches je drei Reihen der regulären Beziegelung (*tegula + imbrex*). Diese Erscheinungen, besonders das historische Verhältnis der einfachen zur komplizierten Dachbeziegelung, verdienen eine eingehende quellenmäßige Untersuchung. Die Bedeutung des Gegenstandes für die allgemeine Kulturgeschichte ist seit der Studie von E. S. MORSE: „Über die Verbreitung der Dachziegel in den Kulturen der alten Welt“, genügend klargestellt. Die einfache Beziegelung tritt übrigens auch in vielen Orten der Provinz Shensi auf.

Was aber die Dächer von Shansi besonders interessant macht, ist der reiche Schmuck buntfarbiger Fayence, mit dem sie verziert sind. Die Dachfirsten sind mit Darstellungen von Blumen- und Blattornamenten in Relief versehen und auf dem First sind Miniaturpagoden, Figuren von Löwen und Elefanten mit Gefäßen auf dem Rücken, von Pferden und Reitern, alles aus glasiertem Ton, angebracht. Die Glasuren sind von wunderbarer Schönheit, Tiefe, Leuchtkraft und Harmonie der Farben und stellen alle Arbeiten in den Schatten, die aus der kaiserlichen Fayencemanufaktur in *Liu-li-chü* (seit der Yüan-Dynastie in Betrieb) bei Peking hervorgehen. In der Tat kann sich Shansi auf diesem Gebiete der besten Leistungen rühmen, die China hervor gebracht hat. Hier sind auch noch viele treffliche Stücke aus der Ming-Zeit vorhanden.

Ich nehme vorläufig an, daß die keramische Tätigkeit von Shansi in ihrer höheren künstlerischen Entfaltung mindestens bis in die Zeit der T'ang-Dynastie hinaufreicht; denn im *King-têh-chên t'ao lu* („Bericht über die Töpferei von *King-têh-chên*“) findet sich die Nachricht, daß in *Yü-ts'e hsien* südöstlich von *T'ai-yüan* (jetzt Eisenbahnstation) und in *P'ing-yang fu* seit den Tagen der T'ang-Dynastie Keramik verfertigt worden ist. Ich habe selbst das Dorf *Ma-chuang*, etwa 8 *km* südöstlich von *T'ai-yüan*, besucht, wo noch jetzt Fayence gearbeitet wird. Leider war wegen der winterlichen Kälte und des Mangels an Bestellungen der Betrieb zurzeit eingestellt, so daß ich mich auf die Angaben der Töpfer und das, was zufällig an fertigen Gegenständen vorhanden war, verlassen mußte. Das Dorf zieht sich über eine aus Löß bestehende Anhöhe hin und ist in den Löß hineingebaut. Das ganze Dorf nimmt an der Töpfertätigkeit teil, wie denn überhaupt in China die Töpferei ein ländlicher Betrieb, ein Nebengewerbe des Bauers ist. Das ist denn auch der natürliche Grund, weshalb uns kein Name und nichts in Verbindung mit der Erfindung des Porzellans überliefert ist, das überhaupt nicht, wie man sich bisher auszudrücken beliebt hat, „erfunden“, sondern zufällig und allmählich gefunden und verbessert worden ist, in bäuerlichen Kreisen, die fern und unbeachtet von den Schreibpinseln der Gelehrten dahinlebten.

Schon lange mit einer allgemeinen Geschichte der Töpferscheibe beschäftigt, nahm ich an der von *Ma-chuang* ein besonderes Interesse. Es ist die einfachste, die ich je in Ostasien gesehen habe; sie steht der in den Dörfern von Bengalen gebräuchlichen Scheibe weit näher als den chinesischen von Chikli und Shantung. Letztere sind weit größer, schwerer und komplizierter

und aus Stein oder Ton verfertigt¹, während das Rad von *Ma-chuang* eine einfache, runde, etwa 10 cm dicke Holzscheibe von etwa 1 cm im Durchmesser ist; die hölzerne Achse dreht sich auf einem in den Boden eingerammten Pflock. Die Scheibe befindet sich etwa 20 cm über dem Boden, und der Töpfer hockt vor derselben auf der Erde.

Es werden dort Dach- und Bauziegel, Gefäße, kleine Pagoden², Hausaltäre, Räucherbecken, Figuren usw. mit ein- und mehrfarbigen Glasuren fabriziert. Die Arbeiten stehen dem Stil und der Qualität der Ming-Zeit weit näher als alles mir sonst Bekannte der Art. Ich habe reiche Sammlungen von Shansi- und anderer Fayence angelegt, die als Material dienen können, um die noch ungeschriebene Geschichte dieses keramischen Gebietes zu studieren, das unendlich interessanter und reicher an wissenschaftlicher Ausbeute ist als das viel erörterte Porzellan.

In den Fayencen von Shansi hat sich erfreulicherweise noch ein gut Teil des alten Farbensinnes erhalten, der dem modernen Chinesen fast ganz abhanden gekommen zu sein scheint, wofür man die Einführung der Anilinfarben nicht ausschließlich verantwortlich machen darf; denn der Verfall des Farbenverständnisses war schon vor der Erfindung derselben eingetreten. Noch in der Periode K'ien-lung treffen wir auf Maler, die sich auf die Behandlung der Farben verstehen; von da geht der Niedergang rapid abwärts, und was sich die Heutigen an Farbenerzeugnissen und Farbenzusammenstellungen auf Porzellanen, Malereien, Stickereien, Teppichen, Cloisonnés leisten, grenzt an Stupidität, und man fragt sich, wie es möglich ist, daß diese schauerhaften Machwerke unter Globetrottern und sogenannten Chinasammlern einen reißenden Absatz finden. Ihr historischer Wert besteht nur darin, daß sie die Impotenz des gegenwärtigen China auf künstlerischem und geistigem Gebiete dokumentieren. Aber es hat einmal, wie so viele andere „Einmals“, in China eine Zeit gegeben, wo es hervorragende Koloristen unter diesem Volke gab, und wo der Sinn für geistreiches und harmonisches Kolorit auch einen Bestandteil der Volkskunst bildete. Im Bauernhause von Shansi läßt sich noch ein Hauch dieses Geistes verspüren, und an den alten Tempeln erkennt man, wie die Volkskunst ihre Beeinflussung von der buddhistischen Kunst erfahren hat. Die Dachziegel selbst in den Bauernhäusern sind häufig schön glasiert, gelb, grün und blau. Figuren längs der Giebelseite des Daches wie in Chihli kommen hier seltener vor, der Hauptnachdruck bei der Ausschmückung fällt auf den First. Daß der buddhistische Ursprung vieler dieser Ornamente wie der Pagode auf dem Dach und der Lotusblüten ganz in Vergessenheit geraten ist, geht

¹ Zwei gute Originale aus Peking in meiner chinesischen Sammlung im Museum of Natural History, New-York.

² An großen Pagoden der merkwürdigsten Formen ist Shansi überreich, reicher als irgend eine andere der nördlichen Provinzen. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben sich hier noch die ursprünglichsten Typen erhalten. Außer den eigentlichen Tempelpagoden, die in das Fach der höheren Architektur einschlagen, gibt es zahlreiche, die zum Gebiet der volkstümlichen Kunst gehören und größtenteils aus Löß oder anderen Erdarten mit oder ohne Ziegelbekleidung bestehen. Die Formen dieser Lößbauten sind sehr mannigfaltig: häufig einfache Kegel oder abgestumpfte Pyramiden mit einem spitzen Aufsatz, dann Kegel, deren Basis rhombusartig auf einem quadratischen Fundament steht.

z. B. aus der Tatsache hervor, daß sie sich ebensogut in vielen Tempeln des Confucius (*Wên miao*) finden, die ja nur ein Abklatsch buddhistischer Architektur sind. Es lag nicht im Wesen des abstrakt-dürren, öd-langweiligen Confucianismus, eine Kunst zu schaffen. Noch sonderbarer ist der Eindruck, den das Lotus- und andere indische Ornamente an den Moscheen der Mohammedaner von *Hsi-an fu* machen, deren Geist ebenso unfruchtbar und tot ist wie der der Confucianer.

Von anderen Ornamenten verdient das Weinblatt und die Weinrebe besondere Erwähnung. Nördlich von *P'ing-yang fu* sah ich einen kleinen Tempel des Kriegsgottes *Kuan-ti*, der populärsten Gottheit von Shansi; die Tonstatue des Gottes ist mit einer aus Holz geschnitzten und bemalten Dais umgeben, die Früchte und Blumen, darunter sehr hübsche Darstellungen von Weinblättern und dunkelrot gefärbten Weintrauben zeigt. Auch das bekannte Traubenmuster: Vögel über die Weinblätter verteilt und an den Beeren pickend, kommt vor; z. B. auf Friesen unter den Dächern monumentaler Bauten, gelegentlich auch am Bauernhause. Hier ebensowenig als in anderen Fällen will ich gesagt haben, daß die Erscheinung auf Shansi beschränkt sei, vielmehr nur, daß sie in ihrer Häufigkeit, gleichsam in der Intensität ihres Auftretens und im Zusammenhang mit den allgemeinen Kunstleistungen die Währung dieser Kulturzone mit ausprägen hilft. Ist es doch zur Genüge bekannt, daß das Trauben-Vogel-Motiv oder Trauben-Eichhörnchen-Motiv auf Bronze-Räuchergefäßen der Ming-Zeit, auf Stickereien von Schuhen in Peking, auf holzgeschnitzten Säulen in Szechuan auftritt, und daß dasselbe ebensogut in der modernen indischen als chinesischen Kunst verwendet wird. Ich vermute, daß die sassanidische Kunst Persiens in diesem Falle als das Stammland dieses Motivs für beide Gebiete zu betrachten ist.

Eine weitere Eigentümlichkeit am Shansi-Hause ist das häufige Vorkommen von Schornsteinen auf dem Dache, die in Chili, Shantung und Shensi fehlen. Meine Diener aus Peking, die zum ersten Male Shansi besuchten, waren von diesem Anblick ebenso überrascht als ich selbst. Im Querschnitt sind die Schornsteine stets viereckig, gewöhnlich aus Ziegeln erbaut und haben oft ein engeres rundes Rohr aus Lehm auf der Spitze aufgesetzt. Ihr Platz ist auf allen möglichen Stellen des Daches, zuweilen sind sie auch neben dem Hause, auf dem Boden freistehend, angebaut.

Die Schornsteine bringen uns auf die Heizvorrichtungen. Große, aus Ziegeln gemauerte Öfen von rechteckiger Form finden sich nur in den Küchen. In den Herbergen liegt die Küche in der Regel zur rechten Hand der Toreinfahrt und enthält oft zwei, drei Kochöfen. Das Feuer wird mittels eines rechteckigen hölzernen Blasbalges angefacht und unterhalten. Auch auf die Form und Einrichtung solch scheinbar bedeutungsloser Dinge ist zu achten; denn in anderen Gegenden, wie z. B. in Szechuan, trifft man langgestreckte zylindrische Blasebälge, die im Nordosten ganz unbekannt sind. In den Zimmern zieht sich an der hinteren Wand entlang eine Schlafbank, aus Ziegeln oder Lehm oder aus einer Kombination von beiden gemacht, die durch ein Feuerloch unten an der senkrechten Wand geheizt werden kann¹.

¹ Der Schlafende wird dabei völlig geröstet. Ich habe nur eine Nacht auf einem geheizten *K'ang* geschlafen, resp. nicht geschlafen, und seitdem den Versuch nicht erneuert.

Diese als *K'ang* bekannten Schlafpritschen, auf denen man bei Tage sitzt und isst, sind spezifisch nordchinesisch und werden in Mittel- und Südchina durch weit kleinere Holzpritschen oder Holzbetten ersetzt. Die Südgrenze des *K'ang*, die sehr unregelmäßig verläuft, bleibt noch genau festzusetzen; er gehört zu den ältesten Einrichtungen im nordchinesischen Hause. Doch nicht alle *K'ang* sind heizbar; es gibt auch solid gebaute. Das ist regelmäßig in den Lößhäusern der Fall, wo er ganz aus dem Löß ausgeschnitten ist. In den besseren Häusern ist dann ein Ziegelofen in der Ecke vorgebaut. Das übliche Heizungs- mittel sind aber transportable Öfen aus Ton oder häufiger einfache flache Schalen oder Pfannen aus Ton oder Eisen. Die Tonöfen, von der Form eines Fasses oder einer Trommel, kommen auch in blauen Glasuren vor. Die in Peking üblichen Öfen aus Asbest und Messing habe ich in Shansi nicht gefunden.

Was die Siedelungen selbst betrifft, so imponieren die Dörfer durch ihre Größe und Stattlichkeit, ihre Häuser durch solide und geschmackvolle Bauart. Der bäuerliche Kunstsinn ist in der Tat weit höher entwickelt als in den Nachbarprovinzen Chili, Shantung und Shensi, und es wäre der Mühe wert, den Ursachen für diese merkwürdige Erscheinung nachzuspüren.

In vielen dieser Dörfer sind mehr Traditionen alter Kunst und ein weit höherer Grad von Kunstfreudigkeit erhalten als in zahlreichen Orten Chinas, die als Städte rangieren; auch sind die Straßen besser gepflegt und sauberer, obwohl nicht viel dazu gehört, eine chinesische Stadt an Reinlichkeit zu übertreffen. Kunstfreudigkeit — dies Wort will inmitten dieses monotonen Chinas, dessen gegenwärtiger Kunstzustand — von anderen Zuständen ganz zu schweigen — eine unsagbar traurige, trostlose Öde darbietet, sehr viel besagen; wären nicht die wenigen erhaltenen Kunstdenkmäler, hätten wir nicht die alten Werke aus Bronze und Ton und literarische Beweisstücke, man würde kaum je zu dem Glauben gelangen, daß dieses Land einst eine große Kunst besessen hätte. In der Volkskunst von Shansi steckt noch ein wenig Ahnung des alten Geistes; ein freudiger Glanz und ein inniges Behagen schwebt über diesen farbenreichen Glasuren der Dächer und der sie belebenden Welt dekorativer Figuren. Wenn man stundenlang durch die engen Lößpässe gefahren ist, mit ihren starr in die Luft ragenden gelbgrauen, vegetationslosen Lehmwänden, mit ihrem erstickenden Staub, den Wind, Wagenräder, Zug- und Packtiere aufwerfen, dann atmet man etwas befreit und erlöst auf, wenn man durch eine Ortschaft kommt mit glitzernden Dächern und Türmchen mit Zinnen, deren satte Farbestimmung dem ermüdeten Auge eine wahre Erholung darbietet.

Fast alle Dörfer von Shansi sind wie die Städte von Mauern umzogen, teils aus Löß, teils aus Ziegeln, ja, die der inneren Mauer vorgelagerten Bezirke haben wieder ihre eigenen Aussenmauern mit Toren. Auf den Ausbau und Schmuck der Tore ist große Sorgfalt verwendet; viele erheben sich zu außerordentlicher Höhe und sind mit Tempeln geschmückt. Kaum eine Stadt im südlichen Shensi und in Szechuan kann sich solcher Tore und Tempel rühmen, wie sie diese Dörfer von Shansi aufweisen. Mit ihren gelb glasierten Ziegeln, mit ihren Pagoden auf den Dächern, schauen manche so schmuck drein, daß sie jeder Landschaft Ehre machen würden.

Meine Anschauung von der Entstehung des Lößhauses erfährt eine willkommene Bestätigung aus den Tatsachen des Siedelungswesens. Denn nur die aus Ziegelhäusern bestehenden Dörfer bilden politische Siedelungseinheiten mit besonderen Namen. Lößhausdörfer, wiewohl de facto bestehend, gibt es nominell oder im politischen Sinne nicht. Sie sind namenlos, sie sind zufällig geschaffene Siedelungsgruppen, die administrativ zur nächstliegenden Stadt oder zum nächsten Dorfe gehören. Selbstverständlich kommen je nach der Beschaffenheit des natürlichen Geländes auch Mischungen vor, ein konzentriertes Dorf mit unmittelbar sich längs der Randseiten anschließenden Lößwohnungen oder städtische Siedelungen in einem weiten Flußtale, wo das Auge den Höhlen entlang oft meilenweit nichts anderes als bienenzellenartige Löcher im Löß, die Stätten menschlichen Aufenthalts, entdeckt. Auch das Vorkommen vereinzelter, zerstreuter Lößwohnungen fernab von jeder Siedelungsgemeinschaft mag als ein Fingerzeig für den sekundären Ursprung des Lößhauses dienen. Einzelhöfe sind mir in Nordchina sonst nur im Hochgebirge begegnet, besonders im südlichen Shensi, wo die Zähigkeit des Bodens infolge der Höhenlage nur einer oder wenigen Familien Raum zum Leben gestattet. Der Instinkt des gemeinschaftlichen Beisammenlebens, ja, des dichtesten Zusammenrückens und Drängens auf kleinster Fläche, ist der chinesischen Natur so eigen, daß die wenigen Einzellößhäuser als verschwindende Ausnahme diese Regel bestätigen und keinen Anspruch auf irgendwelche Ursprünglichkeit im Wohnungswesen erheben können. Sie sind, wenn nicht direkt Beispiele der Verarmung, so doch Anzeichen einer Wohnungsnot, in welche der dürftigste Teil der Bevölkerung geraten ist. Löst sich doch die Raumfrage innerhalb einer gegebenen Siedelung im Platzmangel. Ihr Umfang ist durch die Mauer, von der sie umzogen ist, einmal für alle Zeiten abgesteckt. Scheinen sich auch die Menschen, je enger sie mit dem Wachstum der Bevölkerung auf das ihnen zustehende Raummaß zusammengedrückt werden, umso wohler, wenigstens nicht unbehaglicher zu fühlen, so ist doch eines Tages dem gegenseitigen Stoßen der Ellenbogen die Grenze gezogen und man drängt über die Enge der Mauer hinaus. Die Quartiere vor den Toren füllen sich und schaffen neue Verkehrszentren eines emsigen Treibens. Die Blüte dieser Vororte wird in allen den Fällen mächtig gefördert, wenn, was recht häufig ist, die große Heerstraße nicht durch die Stadt, sondern an ihrer Mauer vorbeiführt. Dann kann man oft beobachten, wie das Innere der Stadt leblos, ja, verarmt und verödet ist, während Handels- und Verkehrsleben an ihrer Peripherie pulsiert. Dort haben sich dann die Händler, die kleinen Kramläden, die Gasthöfe, ja, selbst mitunter die Amtsgebäude, dem Zuge der Zeit Rechnung tragend, etabliert, während in der eigentlichen Stadt nur Privatwohnungen zu finden sind oder ganze Teile veröden und gar wieder in Ackerland umgewandelt werden; so mag die ehemalige Stadt zum Lande und das Land zur Stadt werden.

Die stadähnlichen großen Dörfer von Shansi haben dieses Wirtschaftsproblem bereits erschöpft. Sie haben sich nach allen Seiten über ihre Mauern hin ausgedehnt, und ich habe erwähnt, daß man oft mehrere, zwei und selbst drei Vororte passiert, jeden durch eine Sondermauer abgesperrt, bis man *intra muros* des eigentlichen Ortes gelangt. Jeder dieser Mauern bezeichnet einen

Markstein in der Bevölkerungsfrage und Bevölkerungsbewegung der Siedelung. Sie beweist die periodenweise gesteigerte Zunahme des Menschenmaterials und die dadurch geschaffene Notwendigkeit der räumlichen Ausdehnung menschlicher Anwesen. So wird es klar, daß auch einmal der Zeitpunkt kommen muß, wo sich dem Anbau von Vorort an Vorort ein Damm entgegenstellt; denn das umliegende Land dient der Feldwirtschaft und das Leben der dörflichen Genossenschaft hängt vom Ertrage des Bodens ab; ihre Bevölkerungszahl muß daher der Ertragsfähigkeit desselben proportioniert sein, und wie die Ziffer eine gewisse Grenze nicht überschreiten kann, so ist entsprechend die Zahl der Wohnstätten beschränkt. Für die Ueberzähligen, die Zuvielen, blieb in dieser Lage nicht anderes übrig, als in die Erde zu flüchten und sich im Löß einzugraben. Aus diesen wirtschaftlichen Ereignissen erkläre ich mir auch die Unselbständigkeit und Rechtlosigkeit der Lößhaussiedler, mögen sie sich nun einzeln oder in Gruppen niedergelassen haben. Ebenso bestätigt diese ökonomische Bewegung die Ansicht von der Abhängigkeit des Lößhauses vom regulären Bauernhause.

Trifft man fernerhin im Lößgebiete auf Bauten, die man nach der im landläufigen Sinne zu Tode gerittenen Phrase als „primitiv“ bezeichnen könnte, so sind diese in Wirklichkeit auch nicht primitiv, d. h. am Anfang einer Kulturstufe stehend, sondern das Produkt der bitteren Not, das armselige Ende eines sonst reicher entwickelten Lebens. So sah ich z. B. im Distrikt von *Hutung* ein eingefallenes Einzellößhaus, das aus einem einzigen Raume bestand, durch ein kleines Fenster in der Mitte erleuchtet, mit einem Lößofen in der Ecke; besonders interessant war der Eingang, der nicht etwa wie in der Regel unmittelbar durch die Fassade in die Stube führte, vielmehr aus einem besonderen, in einiger Entfernung von der Front gelegenen Gang bestand, der in einem Bogen seitlich in den Raum führte; bei der geringen Ausdehnung des letzteren war so in praktischer Weise verhindert, daß Regen oder Schnee in die Stube drangen, ebenso die Sonnenwärme, so daß je nach der Jahreszeit eine gleichmäßig warme oder kühle Temperatur erzielt wurde.

Wer die Geschichte des germanischen Hauses kennt, wäre in diesem Falle vielleicht geneigt, dieses Haus unter die Typen des Herdhauses zu klassifizieren; aber es ist im besten Falle nur ein Pseudo-Herdhaus, nicht ein ursprünglicher Typus des chinesischen Hauses, der im Beginn seiner Entwicklung stände, sondern ein von wirtschaftlicher Verarmung oder Notlage diktiertem Notbehelf. Denn das Einheitsherdhaus ist der chinesischen Kultur absolut fremd, der Herd hat niemals den Mittelpunkt des Hauses gebildet, eine Einheit in demselben geschaffen oder die Familie um sich versammelt. Das chinesische Haus ist von jeher dezentralisiert gewesen, eine um einen Hof gelagerte Gruppe einzelner Bauten und je nach Bedürfnis reiht sich Hof an Hof, einer hinter dem andern, jeder mit seiner Flucht von Gebäuden; es ist das Prinzip einer in die Tiefe gehenden, neben- und hintereinander den Raum bebauenden Architektur, einer Bauart der räumlichen Ausdehnung. Das Herdhaus konnte für China nie in Frage kommen, weil die wesentliche Grundlage dafür, das gemütliche Zusammenleben der Familie, fehlte. Wir stehen vor der erstaunlichen Tatsache, daß dasjenige Volk, das so viel Nachdruck auf das

Wesen der Familie legt und jede Individualität dem Moloch der Familie und des Clans dahingepflegt hat, gänzlich unfähig gewesen ist, ein wahres, überhaupt ein Familienleben zu erzeugen. Der Hausherr wohnt als seelenloser Gott allein in seinen Gemächern, die im Vorderteile des Hauses liegen; Frau und Kinder, jedem Außenstehenden und Besucher unnahbar, sind möglichst nach hinten abgeschoben. Beide Teile nehmen ihre Mahlzeiten getrennt ein, die Küche schlingt kein einigendes Band um sie und ist stets ein für sich bestehender, den Wohnzimmern entrückter Raum gewesen. Der Hausherr sieht seine Frau höchstens des Nachts, wenn er will, und wenn er nicht will, muß sie sich auch zufrieden geben, selbst dann, wenn sie weiß, daß er in ihrem eigenen Hause einer anderen huldigt. Der Sohn darf in Gegenwart des Vaters nicht sitzen, noch ungefragt sprechen, und das Verhältnis der Kinder zum Vater, ebenso wie das ihrer Mutter, ist auf grauser Furcht basiert. Was hätten solche künstliche Drahtpuppenmenschen, denen das steife traditionelle Ritual ein Fetisch, das natürliche Gefühl eine Null ist, mit einem Leib und Seele erwärmenden Herdhauses anfangen sollen?

Hier stoßen wir auf einen der vielen fundamentalen Unterschiede im Leben und Denken zwischen Ost und West. Ich habe auch freistehende Löß-Pseudo-Herdhäuser getroffen, und wenn diese auch vom kulturellen Gesichtspunkt in ihrer Ärmlichkeit minderwertig sind, so sind doch die Menschen, die sich dieselben geschaffen haben, vom psychischen Standpunkt nicht als die dümmsten und seelenlosesten zu bezeichnen, im Gegenteil, sie haben vielleicht psychisch einen mächtigen Schritt vorwärts getan, indem sie sich das veredelnde Vergnügen gönnen, mit Frau und Kind unter einem Dach und Fach zu hausen.

Dies ist ein eklatantes Beispiel für die so vielfach mißverständene Erscheinung der Trennung von Kultur und Psyche, auf die ich immer wieder und wieder hinweise; Kultur bedeutet nicht immer Psyche und Psyche nicht immer Kultur. Ein Volk mag einen hohen Grad von Kultur besitzen und aus einer Bande elenden Lumpengesindels oder aus einem Haufen psychisch unentwickelter oder verkümmelter Idioten bestehen, und auf der anderen Seite mag ein Volk sich eines geringen Kulturbesitzes erfreuen und sich aus seelisch hochstehenden Individuen zusammensetzen. Derselbe Vorgang spielt sich innerhalb eines und desselben Volkes in seinen einzelnen Klassen und Ständen ab; für mich unterliegt es z. B. keinem Zweifel, daß der chinesische Bauer, Maultiertreiber, Karrenführer und Handwerker psychisch weit höher stehen als der sogenannte gebildete chinesische Literat, ebenso wie es auch bei uns große Gelehrte gibt, die nicht nur charakterlose Menschen, sondern auch psychische Idioten sind. Wenn man, was zurzeit kaum möglich sein dürfte, eine Einteilung der Völker vom Gesichtspunkt der Entwicklung der psychischen Kräfte versuchen wollte, auf welche Stufe kämen dann die Chinesen und gar erst die Japaner mit ihren verknöcherten und vermauerten Seelen zu stehen? Gewiß tief unter Mongolen, Türken, Tungusen, Eskimos, Indianern und anderen, die jetzt von der akademischen Zunftgelehrsamkeit unter der Tortur zerquälter, mißverständener Kathedertheorien als die „Primitiven“ verschrien werden.

Die vorgenannte Erscheinung ist auch in anderer Beziehung instruktiv. In der zünftigen Wissenschaft, die angeblich voraussetzungslos und vorurteilslos ist, operiert man so gern mit schön klingenden Stich- und Schlagwörtern, unter die alle Erscheinungen des Völkerlebens fein rubriziert und klassifiziert werden. Hat man die Klassifikationsreihe in der Hand, so sucht man das geistige Band durch die rein willkürliche Annahme einer genetischen Entwicklungsreihe der Glieder dieses subjektiven Klassifikationsschemas herzustellen; das ist ebenso leicht als unlogisch, und man erspart sich dadurch die Mühe einer langwierigen historischen Untersuchung. Steinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit in Europa — also muß dies Schema auch in China und anderwärts existiert haben, und wenn nicht, so wird es *volens nolens* in die Erscheinung hineininterpretiert, anstatt daß man diese aus sich herausinterpretiert und die Tatsachen jedes Gebietes für sich reden läßt. Solche Beispiele ließen sich zu Hunderten anführen. Äußerlich gleichartige Erscheinungen, die durch ein Stichwort in einen Topf geworfen werden, müssen nicht auf derselben Grundlage erwachsen sein, sie brauchen gar nichts mit einander zu tun zu haben. Unser Fall lehrt uns, daß das vereinzelt vorkommende chinesische Herdhaus, wenn man diese Bezeichnung in Ermangelung einer besseren nur als Wort wählen will, mit dem germanischen Herdhaus in seiner historischen Entstehung nicht das allergeringste zu schaffen hat.

Ich will nun versuchen, die Südgrenze dieser Kulturzone zu bestimmen und muß zu diesem Zweck auf ein anderes Gebiet übergreifen.

Zur ethnographischen Charakteristik der Provinz Shansi gehört vor allem das dort beliebteste Transportmittel, der sogenannte „große Wagen“ (*ta ch'ê*). Im Gegensatz zu diesem heißt in Shansi der schmalere und kürzere Karren von Chili, Honan, Shensi usw. der „kleine Wagen“ (*siao ch'ê*), während dieser Ausdruck in Peking für die kleinen einräderigen Schubkarren reserviert ist. Zunächst alle historischen Beziehungen beiseite lassend, folgt es aus der rein äußerlichen Beschaffenheit des gemeinchinesischen Karrens, wie er uns z. B. in Peking als alltägliche Erscheinung entgegentritt, daß derselbe den Typus des Nomadenkarrens repräsentiert; denn er ist nichts anderes als ein auf eine Achse mit zwei Rädern gesetztes, langes rechteckiges Brett, gedeckt mit einem aus Holzstäben bestehenden Rundzelt, halbkreisförmig im Durchschnitt. Der zeltartige Charakter wird noch dadurch erhöht, daß dieses Holzgestell mit Zeug bekleidet und der nach der Deichsel zu liegende Eingang mit einem Vorhang geöffnet und geschlossen werden kann. Außer diesem Straßen- und Reisewagen gibt es einen Karren derselben Bauart, doch ohne Zelt Dach, mit der Funktion des Lastwagens. Der große Shansikarren aber vereinigt beide Funktionen in sich; das Zelt kann nämlich nach Belieben von ihm abgehoben oder darauf gesetzt werden, je nach dem Zweck, zu dem er gerade verwendet werden soll.

Während also die Gebrauchsdifferenzierung in den übrigen Landesteilen des Nordens aus einem Grundtypus zwei selbständige Varianten geschaffen hat, ist diese Differenzierung in Shansi nicht eingetreten, und ich glaube daher in dem großen Shansi-Karren den Urtypus des chinesischen Wagens erblicken zu müssen. Das Anrecht hierauf legitimiert sich ferner in der Be-

weglichkeit des Zeltes und in dem durchaus primitiven, durchsichtigen Charakter des Zeltes, das noch jetzt in Sibirien lebendigen Zelttypen an die Seite gestellt werden kann. Der Peking-Wagen, der auch die im Süden bei offiziellen Besuchen übliche Sänfte vertritt und von allen Ständen benutzt wird, hat im Laufe der Zeit verfeinerte Formen angenommen — er ist elegant lackiert und drapiert —, die indessen kaum über seinen Ursprung hinwegtäuschen können. Bei dem gröberen, ungeschlachten Shansi-Karren aber muß es jedem unmittelbar in die Augen fallen, daß er ein Wohnwagen, ein bewegliches fahrendes Haus ist. Das Wohnhaus nimmt den mittleren Teil des Wagens ein und ruht im Dach auf zwei parallelen Längsstangen, die der ganzen Länge des Wagens bis über die Deichsel hinaus folgen. In der Querrichtung sind vier Stöcke aus Weidenholz bogenförmig hinter einander aufgestellt, die von einigen horizontalen Stöcken rechtwinklig durchschnitten werden. An diesem Gerüst werden die Zeltmatten befestigt; als Bindemittel dienen nur Stricke oder Bast, kein einziger Nagel wird dabei verwendet. Über den zwei die Deichsel überragenden Längsstangen ist eine Strohmatte gelegt, welche den auf der Deichsel sitzenden Maultreiber gegen das Wetter schützt — ursprünglich die Zelttür, die nach Belieben herabgelassen und heraufgezogen werden kann. Die Hinterwand des Zeltes wird von einem Korbe gebildet, von oben wieder mit Matten zugedeckt; es ist also ein geflochtenes Wohnhaus.

Im östlichen Sibirien bin ich oft genug mit Giljaken und Tungusen gereist und auf die Jagd gegangen, die, wenn wir des Nachts im Freien kampieren mußten, genau ein ebensolches Zelt aus Weidenruten in kurzer Frist improvisierten; auch ist es das übliche Wohnhaus der Wandertungusen, wie man es z. B. auf Abbildungen in SCHRENCK'S „Reisen und Forschungen im Amurlande“ ansehen kann, so daß ich, als ich zum ersten Male den Shansi-Karren bestieg, lebhaft an meine sibirischen Zelterfahrten erinnert wurde. Wir werden aber auch an die Wagen mit hohem rundem, auf allen Seiten geschlossenem Korbe erinnert, mit denen noch heute die Zigeuner in den Donauländern herumziehen, wie an die Wohnwagen der alten Skythen und der germanischen Stämme, die sich derselben auf ihren Kriegsfahrten bedienten. Das gleiche taten die alten Türkstämme Sibiriens, und man wird kaum in der Annahme fehlgehen, bei diesen die Wiege dieses Wagentypus zu suchen, von denen er sich nach China und durch Vermittlung der Skythen nach Europa verbreitet hat. Die Chinesen selbst können ihn nicht erfunden haben, denn er ist ein typischer Nomadenkarren, und die Chinesen sind niemals Nomaden und Viehzüchter gewesen; so findet sich auch logischerweise im ganzen weiten Bereich des chinesischen Wohnbaues keine Konstruktion von dem Typus des in Nordchina gebräuchlichen Wagenzeltes. Die Türkstämme bedurften eines solchen Vehikels auf ihren Wanderzügen, um Weib und Kind, Hab und Gut, Haus und Hausrat zu transportieren. Sie setzten ihr Zelt mit Zubehör und allem, was drinnen war, auf das Achsenbrett, und damit war ihr Wagen fertig.

In diesem Zusammenhang ist die Tatsache beachtenswert, daß der Wagen auf das nördliche China beschränkt ist, nicht einmal das linke Ufer des Yangtse erreicht (seine Südgrenze verläuft weit nördlicher) und in Südchina gänzlich

fehlt; d. h. er gehört dem eigentlichen Stammland der alten chinesischen Kultur an, die sich im engsten geographischen Anschluß an den türkischen Kulturkreis und in fortgesetzter historischer Berührung mit demselben entwickelt hat. Wie das Pferd und die zu demselben gehörenden Ausrüstungsgegenstände, das Maultier, der Esel, das Kamel, wie die Gewinnung und Bearbeitung des Eisens, die Falkenjagd, das Polospiel, die Teppichwebekunst, der Buchweizen und manche andere Dinge von ebenda zu verschiedenen Zeiten nach China gedrungen sind, so auch der Wagen. Japan, das seine Kultur aus dem Süden Chinas geschöpft hat, ist wie dieser wagenlos geblieben.

Es kann ja, der ganzen Natur der Sache nach, nicht anders sein, daß die Wagen der einzelnen Kulturgebiete historisch zusammenhängen, oder mit anderen Worten, daß sich der Wagen von einem Mittelpunkt aus verbreitet hat; denn er findet sich doch nur auf einem räumlich begrenzten Gebiet, das man als die kontinentale Landmasse der nördlichen Hemisphäre der alten Welt definieren kann; sein Verbreitungsgebiet fällt, wie schon EDUARD HAHN richtig erkannt hat, mit dem des Pflugs zusammen. Die gesamte neue Welt, Australien, Afrika mit Ausschluß Aegyptens, und alle insularen Gebiete kennen weder Rad noch Wagen, noch auch den Pflug.

Bevor ich zu einer wichtigen Schlußfolgerung übergehe, die sich aus dem großen Wagen für die Kulturzone der Provinz Shansi ergibt, worin denn der Grund liegt, weshalb ich diesen Gegenstand hier berührt habe, möchte ich die Aufmerksamkeit auf einen anderen Wagentypus in Shansi lenken, der aus mehreren Gründen ein besonderes Interesse beansprucht. Die allgemeine Meinung geht gewöhnlich dahin, daß China nur den zweirädrigen Karren besitzt; diese Annahme ist irrtümlich, denn es gibt auch vierrädrige, die in ganz bestimmten Landschaften vorkommen und nur in bäuerlichen Betrieben Verwendung finden. In Shansi begegnete ich solchen Karren im Distrikt von *Hung-tung* (nördlich von *P'ing-yang fu*): es sind Wägelchen derselben Bauart wie der große Wagen, aber mit vier gleichmäßig großen Rädern versehen. Das Merkwürdigste ist jedoch, daß diese Räder keine Speichen haben, sondern aus einer flachen runden Holzscheibe bestehen, die mit einem Eisenreif beschlagen ist. Ähnliche Typen habe ich früher in einigen Distrikten der Provinz Honan gesehen¹. Die Scheibenräder erinnern an die der vierrädrigen Kamelwagen der Mongolen. In *T'ung-chou fu* im östlichen Shensi sah ich auch vierrädrige Wagen mit kleinen Speichenrädern; diese Wagen sind etwas größer als die von Shansi; die Räder sind untereinander durch einen Holzrahmen verbunden; die Deichsel fehlt: die Tiere — gewöhnlich ein Rind, ein oder auch zwei Esel, seltener ein Pferd oder Maultier — werden mit ihren Leinen vermittelt eiserner Ringe und Haken unmittelbar an die vordere Wagenwand angeschirrt; das Flachbrett des Karrens ist auf seinen vier Seiten von einer senkrechten Bretterwand eingeschlossen, was seinem Zweck, Mist, Stroh oder Heu von oder zu den Feldern zu fahren, entspricht; außerdem benützt ihn der Bauer, um seine Erzeugnisse in die nächste Stadt zu fahren, dort auf

¹ Im nordöstlichen Szechuan sind die einrädrigen Schubkarren mit hölzernem Scheibenrad versehen.

dem Markte zu verkaufen und die mit dem Erlös erhandelten Güter in das heimatliche Dorf zurückzubringen. In den meisten Gegenden, wie in Chili und Shantung, ist dieser Bauernwagen durch die Schiebkarre ersetzt. Er dient ausschließlich dem landwirtschaftlichen Arbeits- und Verkehrsbetrieb, und das Gebiet seiner ehemaligen Ausdehnung wie seine Geschichte bleiben noch zu untersuchen.

Bei der Besprechung des großen Wagens von Shansi habe ich bisher ein wesentliches Charakteristikum absichtlich unerwähnt gelassen, und das ist, daß seine Achse ein großes Stück breiter ist (etwa 30—40 cm) als die gewöhnliche Karrenachse, wodurch auch ein größerer Durchmesser des Rades bedingt wird. Da nun die Chinesen ein für allemal daran gewöhnt sind, Spuren zu fahren, so folgt daraus, daß die Straßen von Shansi ihre eigenen Spurbreiten besitzen. Die weitere Folge ist die, daß Karren, die aus anderen Provinzen mit Normalspurbreite nach Shansi hineinkommen, um dort fahren zu können, ihre kleinere Achse gegen die größere Shansiachse vertauschen müssen, und umgekehrt, daß Shansikarren bei ihrem Eintritt in andere Gebiete das Vorrecht auf die große Achse aufgeben und sie gegen die kleinere einwechseln müssen, ein Verfahren, das genügt, um den Reisenden zwei bis drei Stunden aufzuhalten. Bisher ist es mir gelungen, die Ost- und Südgrenze des Achsenwechsels festzustellen, und es ergibt sich die interessante Tatsache, daß diese Grenzen durchaus nicht mit den gegenwärtigen politischen Grenzen der Provinz zusammenfallen. Diese Wahrnehmung gab mir zu denken und veranlaßte mich, zu beobachten, ob diese Verkehrsgrenze nicht auch gleichzeitig eine Kulturgrenze sein sollte. Und in dieser Annahme habe ich mich nicht getäuscht.

Im Osten findet der Achsenwechsel in *Huo-lu hsien* statt, einer Stadt im westlichen Chili, bekannt wegen ihrer Kohlen- und Eisenindustrie; sie ist jetzt die erste Station an der Eisenbahn, die von *Shih-kia chuang* an der Lu-Han-Bahn nach *T'ai-yüan* abzweigt. Hier greift also die Einflußsphäre der Kultur von Shansi über das Provinzgebiet hinaus, und in der Tat gehört dieses Gebiet kulturell zu Shansi, nicht zu Chili. Darauf deuten die Bauart der Häuser und die Industrien der Bewohner hin. Reist man durch Shansi auf der großen Route nach Süden, so geht der Achsenwechsel im Dorfe *Kao-hsien*, etwa 120 km südlich von *P'ing-yang fu* vor sich, so daß hier reichlich ein Breitegrad (26° bis 25°) vom Süden der Provinz für die Schmalspur abfällt. Während ich nun auf der Fahrt von *P'ing-yang* nach *Kao-hsien*, 9. Februar, konstatieren konnte, daß sich Rund- und Spitzbogen, wie die Lotusornamente mehrten (sowohl auf glasierter Fayence wie auf Holzschnitzereien), trug ich zwei Tage später, am 11. Februar, in mein Tagebuch ein, daß keine glasierten Ziegel mehr auftreten, daß die Rundbogen fast ganz abgenommen hätten, während Tür und Tor am Bauernhause fast durchweg eckige Formen zeigten. Gleichzeitig fügte ich die Frage an: sollte *Kao-hsien* wirklich auch Kulturgrenze sein? Je weiter ich nach Südwesten vordrang, mit um so größerer Gewißheit drängte sich diese Beobachtung auf, und als ich die Stadt *Wên-hsi* erreicht hatte, ließ sich mit Bestimmtheit feststellen, daß alle jene Erscheinungen, die zu der Bildung des Eigencharakters von Shansi beitragen, aufgehört hatten: keine Rundbogen, keine Schornsteine, keine Glasuren, keine Farben; Bau und

Stil des Bauernhauses wurden immer elender, an Stelle der hübschen Ziegelbauten erhoben sich häßliche Lehmhäuser oder mit Lehmewurf bekleidete schlechte Ziegelwände. Einige Dörfer wiesen am Eingang auf der Landstraße frei stehende Lößtore auf, die im allgemeinen rechteckig, aber sehr plump und unregelmäßig ausgeschnitten waren. Es wurde klar, daß die Kulturzone von Shansi hinter uns lag, und daß wir eine andere Kulturzone, die von Shensi betreten hatten, obwohl die Landschaft in politisch-geographischer Hinsicht einen Bestandteil von Shansi bildet. Es wäre gewiß von Interesse, zu untersuchen, ob hier in früheren Perioden die politische Grenze anders verlaufen ist, ob sie sich der natürlichen Kulturgrenze mehr genähert oder gar mit derselben gedeckt hat, oder mit anderen Worten, welche historische Ereignisse für die Kulturtrennung und die gerade so plötzlich und unvermittelt auftretende Kulturspaltung in diesem Gebiete maßgebend gewesen sind. Die Präfektur von *P'u-chou* in der Südwestecke der Provinz ist absolut trostlos und uninteressant. Die Stadt selbst, die einen gewissen Ruf genießt, weil eine gewisse Klasse von Sängern und Schauspielern daher kommt, bedeckt ein gewaltiges Areal, das aber zum größten Teil von Feldern eingenommen ist, und macht mit ihren grau in grau eintönigen, meist elenden und verfallenen Häusern den Eindruck einer Ruinen- und Totenstadt; von Kultur, von Baukunst, von Geist keine Spur.

* * *

Wenn auch die in den vorstehenden Zeilen niedergelegten Beobachtungen unvollkommen sind und einer weit ausführlicheren Analyse und Durcharbeitung bedürfen, so lehren sie doch die große Bedeutung, welche dem Studium der einzelnen Kulturzonen Chinas zukommt. Wir sehen, daß von einer einheitlichen Gesamtkultur des Landes keine Rede sein kann. Das gegenwärtige China setzt sich im großen und ganzen aus zwei Kulturkreisen zusammen, dem des Nordens und dem des Südens. Nur der nordische Kulturtypus repräsentiert die eigentliche und ursprüngliche chinesische Kultur; der südliche ist von Haus aus der Besitz einer nichtchinesischen Völkergruppe und durch die Expansion der Chinesen nach Süd und Südost mit der nordischen Kultur amalgamiert worden. Der Süden ist erst in historischer Zeit eine chinesische Siedelung geworden, war aber ursprünglich eine Sphäre des großen südostasiatischen Kulturkreises.

In den wirtschaftlichen Formen prägt sich dieser Unterschied noch jetzt am lebhaftesten aus: im Norden Weizenkultur und Ackerbau mit dem Rind als Pflugtier, im Süden Reisbau und Ackerbau mit dem Wasserbüffel als Pflugtier, daneben ausgesprochene Gartenwirtschaft und zum Teil noch Hackbau bei der Urbevölkerung; im Norden Landstraßen, Pferd, Maultier, Esel, Kamel und Wagen als Fortbewegungs- und Transportmittel; im Süden Wasserstraßen, Flüsse und Kanäle, Boote und Sänften als Transportmittel. Die nördlichen kontinentale, typische Landbewohner, die südlichen Fluß- und Seefahrer; jene an der Scholle klebende Bauern, diese Auswanderer und überseeische Kolonisten. Der Norden unter einem starken Einfluß sibirischer und zentralasiatischer Kulturen, der Süden stets unter dem Einfluß Südasiens, charakterisiert durch Palmen und andere zahlreiche tropische und subtropische

Kulturpflanzen. Weitere markante Unterschiede im Hausbau, im Hausrat, in der Anlage der Siedelungen, und nicht zum mindesten in der Psyche. Aber auch der nordische Kulturkreis bildet keine absolute Kultureinheit; auch hier haben fremdbürtige historische Einflüsse und lokale Differenzierungen verschiedene Kulturzonen geschaffen, und an der Provinz Shansi haben wir ein besonders scharf ausgeprägtes Beispiel dieser Art kennen gelernt. Wir haben ferner gesehen, wie sich die Volkskunst zur religiösen Kunst verhält und Anleihen aus derselben für eine individuellere Ausgestaltung macht. Mit anderen Worten, der Buddhismus ist nicht als einer der geringsten Faktoren zu betrachten, welche auf die Entwicklung eigenartiger Kulturzonen bestimmend eingewirkt haben. Daneben finden sich aber auch aus uralter Zeit überkommene Kulturelemente, die sich nur in gewissen Gegenden erhalten oder wenigstens intensiver als in anderen bewahrt haben. Die Kenntnis der geographischen Verbreitung dieser Kulturelemente aber ist die Grundlage für die Erkenntnis ihrer geschichtlichen Entstehung und Entwicklung.

